

Leseprobe aus:
Valeria Parrella
Versprechen kann ich nichts



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2020 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



VALERIA PARRELLA

Versprechen kann ich nichts

Roman

Aus dem Italienischen
von Verena von Koskull

Carl Hanser Verlag

Die italienische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel *Almarina* bei Einaudi in Turin.

Questo libro è stato tradotto grazie ad un contributo alla traduzione assegnato dal Ministero degli Affari Esteri e della Cooperazione Internazionale italiano.

Dieses Buch wurde mit einer Übersetzungsförderung des italienischen Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten und internationale Zusammenarbeit übersetzt.

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-446-26919-4

© 2019 Valeria Parrella

Published by arrangement with Agenzia Letteraria Santachiara

© 2019 Giulio Einaudi editore s. p. a., Torino

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Foto: © Kyle Monk

Satz: Kösel Media GmbH, Krugzell

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Ich werde Dir dafür von einer Rose schreiben, die ich gepflanzt habe,
und von einer Eidechse, die ich erziehen will.

ANTONIO GRAMSCI,
Briefe aus dem Kerker

PROLOG

Ich werde wohl nie sagen können, ob es an Neapel liegt oder an mir. Ob seine geballte Last mich erdrückt, weil es bleierne Tage waren, voller Angst und Zweifel, vermutlich. Oder ob es tatsächlich der Anblick des schäbigen Baus jenseits des Gittertors ist, die schwellende gelbe Woge, die Kuppeln unter den Wolken, zu schweres Gebälk, als dass eine Frau allein es tragen könnte. Ob die Wirklichkeit aus unerreichbaren Terrassen besteht, aus vermeintlich unerreichbaren Mächten; oder ob es nur an uns liegt, an einem dieser seltenen Tage, an denen wir gut gekleidet an den Stufen stehen, die unser Leben verändern.

Das letzte Mal liegt kaum drei Jahre zurück, damals ging es treppab, denn die Stufen führten in die Leichenhalle eines Krankenhauses. Es war nicht irgendein Krankenhaus, das sollte es nie mehr sein, nachdem ich dort meinen Mann erblickt hatte, totenkalt auf einem Metalltisch, die Lippen lila, das Gesicht wie mit Talkum gepudert.

Ich fing erst hinterher an, mich tatsächlich in der Form zu erinnern, die Erinnerungen annehmen: in Bildern und Rekonstruktionen dessen, was wir einander sagen, in der Sequenz daraus. Hinterher schaffte ich Ordnung, doch in der ersten Zeit hatte ich nur ein Gefühl von Eisen auf den Lippen, als hätte ich den Leichentisch geküsst und nicht Antonios nunmehr atemlosen Mund. Ich war spät eingetroffen, nach allen anderen, die nun vor mir standen: Allen voran seine Schwestern, entschlossen, den Schmerz künftig für sich zu

pachten, auf den sie schon bei geringeren Anlässen stets den Daumen hatten. Sie waren sofort da gewesen, denn sie trugen denselben Nachnamen und man hatte sie als Erste ausfindig gemacht, dann erst hatte man mich angerufen, immer und immer wieder, und ich war nicht rangegangen, wie ich wohl bei den meisten lebensentscheidenden Anrufen nicht rangehe.

Denn ich unterrichtete im Jugendgefängnis von Nisida und mein Handy klingelt im Sicherheitsfach am Eingang, wo es laut Vorschrift zu liegen hat.

Jeder von uns war dort, wo er sein sollte, doch währenddessen wurde der Körper meines Mannes mit in der Brust geborstenem Herzen vom Gehweg in den Krankenwagen und vom Krankenwagen in die Notaufnahme bugsiert. Neapel ist eine Stadt, die mit dem Tod gut kann, sie gibt ihm das rechte Gewicht, das des Lebens: das heißt, einzeln genommen so gut wie gar keines. Und so war Antonio eine halbe Stunde nach seinem Ableben (so redeten die Ärzte, aber von wem?) in der Leichenhalle, und ich stieg die Stufen hinab, die, ob ich wollte oder nicht, meinem Leben eine Wende gaben.

Jetzt ist es der dritte April ohne ihn und ich bin zügig unterwegs zum Jugendgericht unter den Pinien der Colli Aminei: Eine Ahnung von Hoffnung liegt in der Luft und sogar diese Pissnelken von Schwägerinnen fehlen mir.

In den letzten Tagen habe ich abends zum Einschlafen in Gedanken immer wieder den Kleiderschrank durchforstet. Reglos lag ich im Dunkeln im Bett, während die Wohnung um mich her allmählich auskühlte, bin in Jacketts und Jeans geschlüpft, habe mich für die Bluse entschieden, dasselbe Ja-

ckett über den Samthosen ausprobiert und bin übers Schuhe-
wechseln schließlich eingeschlafen. (In der Nacht habe ich
dann wohl wieder vom Ohrlochstechen geträumt.) Ich habe
versucht, dem bevorstehenden Tag mit dem, was ich hatte,
Geltung zu verleihen: Frauen kleiden sich, um einen Anlass
zu begehen.

Ein Gericht ist kaum mehr als ein schäbiges Wartezimmer
und um einiges weniger als ein passables Postamt: Jenseits der
Metalldetektoren und der Wachmänner, denen man die Vor-
ladung zeigen muss, trifft man auf schummrige Flure, Trau-
ben von Leuten, die sich an den Fenstern drängeln und alle
gleichzeitig telefonieren, qualmigen Mief, besetzte Plastik-
stühle unter Neonlicht und wechselnde Nummern auf einer
Anzeigetafel. Es herrscht eine von Ungewissheit gesättigte
Luft, eine zehrende Anspannung, die Zeit entleert sich. Die-
selbe Zeit, die draußen einen Wert hat, ist in einem War-
teraum nichts weiter wert: Sie ist nur ein Schritt in der Schwe-
be. Sie steht still, für immer. In diesem Immer habe ich frisier-
tes Haar und lackierte Nägel und kratze mit dem Schuh einen
Kaugummi vom Fußboden. Die vor mir stehenden Wach-
männer haben die Pistolen unter ihren Jacken versteckt, doch
ich kenne sie gut, habe einen geschulten Blick für Gefängnis-
rollen, und mittendrin sitzt eine Inhaftierte in totaler Gefan-
genschaftshaltung. Herausfordernd, gelangweilt, überlegen,
gefügg, reglos, auf dem Sprung. Ich weiß die Proxemik der
Inhaftierten zu deuten, so wie Schüler einen in der Straßen-
bahn sitzenden Mann mittleren Alters sofort als Lehrer ent-
larven: Die Gesellschaft gliedert sich in Lebensbereiche, sie
bilden Einheiten, ihre Elemente gleichen sich an und ähneln

einander, sie gehorchen den Gesetzen der großen Zahlen. Doch dann tritt das Individuum aus seinem Milieu hervor, löst sich aus seinen Verhältnissen und wird für einen kurzen Moment wieder einzigartig: »Ich muss mal«, sagt die Gefangene. Das WC ist eine Tür links von mir, die Wache, die davor Posten bezieht, reißt sie vor meiner Nase auf, die andere kümmert sich um die Toilettenkabine. Es ist eine Polizistin, sie beherrscht ihren Job aus dem Effeff und muss gar nicht erst hingucken: Sie legt einfach ihre Hand auf den Griff, damit die Kabinentür nicht zufällt. Doch wenn sie wollte, könnte sie die Gefangene auf dem Klo hocken sehen. Und wir sitzen alleamt hier, warten auf unsere rote Nummer auf der Anzeigetafel, und der Morbus der Menschheit befällt uns und zwingt uns, mit dieser Szene fertigzuwerden. Uns kommen Bilder von Sklavenhandel, von überladenen Flüchtlingsfrachtern, römischen Galeeren und Latrinen in Gefängniszellen und Gefängniszellen ohne Latrinen und dem Zug in *Doktor Schiwago*, als sie den Kübel aus dem fahrenden Abteil leeren müssen, und die Anwältin, die meinen Fall vertritt, ruft mich auf und sagt: »Komm, wir sind dran«, also richte ich meine Kleider und gehe.

Ich werde wohl nie sagen können, ob wirklich alles grau war oder ob es an mir lag, ob die Tür wirklich laminatgrau, der Fußboden steingrau und die Türrahmen aluminiumgrau waren, dazu die Grisailen hinter der Richterbank. Doch der Saal war groß und von einer stattlichen Fensterreihe erhellt (auch wenn der Himmel draußen niedrig war, und Neapel nichts), und die Richter dort hinten waren allesamt Frauen, also sagte ich: »Guten Tag«, mit lauter Stimme, wie beim Betreten der

Klasse, drehte mich um, schloss die Tür, und sah sie: Almarina.

Ich lächelte ihr zu und spürte die geballte Erleichterung. Vom Flur aus sah Almarina mich an, da wusste ich, warum ich aufrecht ging und die Ellenbogen gefasst am Körper hielt und meine Schuhe nur eine Nuance dunkler als die Tasche waren. Warum ich zahllose Nächte damit zugebracht hatte, mich anzuziehen. Ich erinnerte mich an dieses alte Spiel mit den Pappfigürchen, die wir, als ich klein war, mit meinen Cousinen ausschnitten. Wir saßen auf den Stufen des von Geschäftigkeit erfüllten Hauses und malten zweidimensionale Kleider aus, die sich mit kleinen Papierlaschen an die Körper unserer Anziehpüppchen klammerten.

Die Erinnerungen bleiben immer dort, wo wir sie zurückgelassen haben: Wir stehen auf und gehen, von den Müttern zu Tisch gerufen, und die Erinnerungen bleiben auf den Stufen liegen.

Almarina hatte keine solchen Erinnerungen und trug Kleider aus Papier, doch in ihren Augen lag das Licht der Zukunft: Und die Zukunft beginnt jetzt.

ALMARINA

